

Paul White

Zauberermächte im Dschungel

clv

Christliche
Literatur-Verbreitung e.V.
Postfach 11 01 35 · 33661 Bielefeld

1. Auflage 2013 (CLV)

Originaltitel: Jungle Doctor Attacks Witchcraft
Originalverlag: The Paternoster Press, London
Die deutsche Ausgabe erschien erstmals 1974
im R. Brockhaus Verlag Wuppertal

© der deutschen Ausgabe 2013
by CLV · Christliche Literatur-Verbreitung
Postfach 11 01 35 · 33661 Bielefeld
Internet: www.clv.de

Übersetzung: Gottfried Müller
Umschlag: typtop, Andreas Fett, Meinerzhagen
Satz: CLV
Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

ISBN 978-3-86699-121-7

Inhalt

Mbuli, ein neuer Patient	7
Der Zauberei auf der Spur	15
Beinahe schiefgegangen!	34
Chirurgische Streiflichter	42
Tropenkrankheiten	53
»Hick!« ... »hick!«	63
Jagd auf ein Schmorgericht	72
Brillen	79
Gefährliche Drogen	84
Bluttransfusion	89
Zum Ärger der Medizinmänner	97
Tag für Besucher	106
Der Bann ist gebrochen	115

Mbuli, ein neuer Patient

»Streck deine Zunge heraus«, befahl ich.

Der kleine Afrikaner zeigte scheu ein rosarotes Etwas zwischen seinen Lippen.

»Los, Junge, zeige mir das andere Ende.«

»Jah, Buana, ist das nicht angebunden?«

»Zeig mir, wo«, erwiderte ich.

Ein Lächeln lief über sein tiefschwarzes Gesicht, der Mund öffnete sich und heraus kam die Zunge in ihrer vollen Länge. »Ah«, sagte ich weise, »ich sehe schon, welche Medizin für dich richtig ist.«

Er sah strahlend zu mir auf. Beim Hinausgehen umklammerte er ein kleines Pappschildchen, das ihn dazu berechtigte, dreimal an jedem Tag einen Teelöffel voll Medizin zu schlucken.

Ganz sicher würde dadurch »die aufgeregte Schlange« in seinem Bauch – so hatte er es genannt – zur Ruhe kommen.

»*Junju jaze*« (Der Nächste bitte!), rief ich.

Herein kam eine Afrikanerin, in schwarzes Tuch gekleidet, das unter den Achseln in Falten gelegt war. »Buana«, sagte sie, »ich bin wegen Medizin gekommen. Und ich habe auch ein Geschenk mitgebracht!«

Sie kramte eine Kürbisflasche hervor, die ungefähr einen halben Liter Hirsesamen enthielt. Daudi schüttete etwas davon auf seine Handfläche und blies darauf.

»Jah«, kicherte er, »sieh nur die *dudus* (Kornwürmer)!«

»Heh«, sagte die Frau und warf den Kopf zurück.

»Heja« (doch), sagte Daudi, »ich weiß schon; dein Mann sagte, nimm nur nichts von dem guten Korn, nimm das vom vorigen Jahr, der Buana ist ein Europäer, der merkt den Unterschied doch nicht!«

»Buana, ich bin von Makasuku hierhergelaufen!«

Die Frau bemühte sich eifrig, das Thema zu wechseln.

»Heh«, meinte Daudi, »eine Dreitagereise.«

Die Frau nickte. »Buana, du musst mir helfen. Ich bin in so großer Sorge.«

»Ja«, sagte Daudi, »warum kommst du dann hierher? Gibt es keine anderen Ärzte, die näher bei euch wohnen?«

Die Frau schaute von einer Seite zur anderen.

»Natürlich«, gab sie zu, »wir haben unsere *waganga* (Medizinmänner), aber ich hatte Angst. Weißt du, zwei Söhne starben – die Augenmedizin half nicht, nun habe ich nur noch einen einzigen Sohn.«

Daudi nickte. »Deshalb kamst du also zu uns.« Mein afrikanischer Gehilfe fing an, sich für den Fall zu interessieren.

»Alu,« sagte die Frau, »ich habe davon gehört, dass der Buana Augenmedizin hat, und deshalb brachte ich mein Kind her.«

»Wo ist der Junge?«, fragte ich.

Die Frau ging die Veranda entlang, und wir folgten ihr. Im Schatten eines Brunnens saß ein kleiner Junge.

»Mbukua« (Guten Tag!), sagte ich.

Der Kleine hatte die Hand über die Augen gelegt.

»Mbukua«, gab er zur Antwort, schaute aber nicht auf.

»Itagwa lyako gwe nani?« (Wie heißt du?), fragte ich in der Chigogo-Sprache Zentral-Tanganjikas.

Ohne sich zu bewegen, sagte er: »Malalangambuli.«

Ich schaute Setschelela an. Sie zwinkerte mit den Augen.

»Ich nenne dich einfach Mbuli«, sagte ich. »Wenn du älter wirst und groß bist, kommt der andere Teil deines Namens wieder dran.« Die Mutter lächelte. Mit vorgestreckten Händen steuerte er auf sie zu, aber irgendwie fand seine Hand die meine, und da sah ich seine Augen. Sie waren vom Weinen geschwollen und unglaublich entzündet.

»Hast du Schmerzen?«, fragte ich.

Sein Mund zuckte. Er nickte.

»Und hungrig bist du auch?«

Er schüttelte den Kopf: »Nein, Buana, die Schmerzen vertreiben mir den Hunger.«

Wir standen jetzt im Schatten. Weil kein starkes Licht ihn blenden konnte, wagte er es, die Augen zu öffnen.

»Mbuli«, fragte ich, »möchtest du, dass ich dir helfe?«

Er wandte seine rührenden Augen mir zu. »Buana, ich mag keine Schmerzen.«

Wir gingen in den Verbandsraum. Ich ließ ein paar Tropfen in die Augen des Jungen träufeln. Er blinzelte und setzte sich hin. »Weiter nichts?«, fragte er.

»Das war nur der Anfang«, erwiderte ich.

Ich wandte mich an Daudi und erklärte ihm die Ursache des Übels – ein Geschwür auf dem Augapfel. Man brachte ein Gefäß mit Augenspülmittel, Baumwoll-Lappen, hellgelbe Salbe, schwarze Tropfen und eine Rolle Heftpflaster. Die afrikanische Schwester badete seine Augen, träufelte Tropfen hinein, strich Salbe um die Lider herum, schnitt dann zwei Stückchen Heftpflaster ab und klebte je eins über seine Augenbrauen.

»Mbuli«, sagte ich, »nun brauchst du deine Hand nicht mehr über die Augen zu halten. Wenn du etwas sehen willst, hebst du einfach das Heftpflaster hoch; wenn du aber lieber kein Licht hereinlassen willst, lässt du es herunterhängen.«

»Buana«, sagte er, »ich will tun, was du sagst.«

Er war einfach reizend, der kleine Bursche. Ich hatte lautes Geschrei erwartet und gedacht, ich würde vom Hals bis zu den Knien mit Augentropfen und Waschwasser bespritzt werden – waren doch oft zwei oder drei Schwestern nötig, um den sich wehrenden Patienten zu halten –, aber Mbuli sträubte sich nicht. Stattdessen hielt er feierlich meine Hand und sagte: »Vielen Dank, Buana. Werden meine Augen bald besser sein?«

»Es wird drei Wochen dauern, Mbuli, ich muss jeden Tag wiederholen, was ich heute getan habe. Du kannst hier im Krankenhaus bleiben; wir werden auch deiner Mutter zu essen geben.«

»Kah! Aber ich muss ...«, begann die Mutter. Doch sie brach ab. Ich merkte, wie Setschelela, unsere afri-

kanische Oberschwester, sie vielsagend anschaute, dachte aber weiter nicht darüber nach. Die beiden gingen in den Krankensaal.

»*Junji jaze*«, rief ich.

Nichts rührte sich. Ich streckte meine Füße aus und entzifferte mit Behagen das Wort »Motoröl«, das hinter der glänzenden Emaille unseres Arzneimittelschranks auf der Tür noch schwach zu lesen war. Darüber liefen schmutzfarbene Streifen über die weiß getünchte Wand, die von einem Gewitter herrührten, dessen Wasser sich durch das Dach über die ausgetrockneten Ziegel ergossen hatte.

Die Tür des Verbandsraumes ging auf; die afrikanische Schwester streckte den Kopf herein. »Der Verbandsbericht, Buana: Es waren siebzehn Geschwüre, zwölf Augen, vier ausgespritzte Ohren und der kleine Junge mit dem Hyänenbiss.«

»Eine nette Zusammenstellung«, erwiderte ich. »Jetzt scheint aber niemand mehr da zu sein; es ist auch Zeit, aufzuhören. 81 Menschen habe ich heute Morgen angesehen!«

Als ich mich umwandte, sah ich, dass ihre Aufmerksamkeit auf das Fenster hinter mir gerichtet war. Ich konnte dort nichts entdecken als das spitze Ende eines Speers, der ziemlich lautlos im Rahmen erschienen war.

»Buana«, sagte eine tiefe Stimme. »*Hodi?*« (Darf ich hereinkommen?)

»*Karibu*« (Komm herein!), erwiderte ich.

Es war ein Afrikaner, der offensichtlich eine weite Strecke gereist war. Seine Frisur war nach der neues-

ten Mode: Roter Lehm klebte das dichte lockige Haar zusammen. Es saß über den Ohren wie eine enge Sturmhaube. Er kam herein, stellte Speer und Knostock in eine Ecke und setzte sich vor mir nieder, nachdem er eine aus Palmenblättern gewebte Matte mitten im Raum abgeladen hatte. Daudi hob sie auf und besichtigte sie. Dagegen wurde mein Interesse weniger von der Matte gefesselt als vielmehr von einem Geschöpf, so groß wie mein Daumennagel, von grünlich-grauer Farbe, das sich auf unheimlich aussehenden Beinen quer durch den Raum auf mich zubewegte. Ich nahm ein Stück Löschpapier, hob es damit auf und ging hinaus.

Über meine Schulter rief ich auf Englisch: »Kaufe alles, was er hat, Daudi, das Stück für 30 Cent.«

Daudi nickte. »Buana, er ist der Onkel des Kindes mit dem kranken Auge. Er war sehr überrascht, den Jungen hier zu sehen.«

»Hm! Trag die Matten in die Vorratskammer, Daudi!«

Ich wandte mich vier jungen Gehilfen zu, die gerade fertig geworden waren, Arznei auszuteilen und die Flaschen für den Krankensaal zu füllen. Ich hielt ihnen das Insekt zur Begutachtung hin. Sie schauten es an und grinsten.

»*Ikutupa*«, sagten sie im Chor.

»Auf Englisch?«

»Eine Zecke, Sir«, gab einer der Jungen zur Antwort und fuhr in seinem besten Englisch fort: »Sie zwickt ganz gefährlich und verursacht viel Unbehagen, Fieber und Ähnliches.«

Ich wandte mich an den ersten Jungen: »Zeichne mir dort im Staub auf, was du unter dem Mikroskop siehst, wenn dich eine Zecke gebissen hat.«

Der Junge glättete eine Fläche im Sand, bezeichnete mit seinem Fuß einen großen Kreis und begann zu zeichnen.

Zum zweiten sagte ich: »Du gehst etwas weiter hinauf und zeichnest die Fieberkurve eines Menschen auf, der gebissen wurde.«

Und zum dritten: »Bereite du dich darauf vor, mir zu sagen, wie du die Sache behandeln würdest.«

Für einen Augenblick waren alle beschäftigt.

Doch bald schon riefen sie mich. »Komm und sieh, Buana!« Der erste zeigte mir seine Zeichnung – Kreise von der Größe einer Handfläche und eine Anzahl korkenzieherähnlicher Gebilde zwischen ihnen.

»Erkläre es mir«, bat ich.

»Buana, die runden Dinger sind die Blutzellen, die anderen die *dudus* (Bakterien), die das Zeckenfieber verursachen.«

Das Bild des zweiten Jungen konnte man nur verstehen, wenn man wusste, worum es sich handelte. Eine unklare, schwankende Linie bewegte sich ungefähr 7 oder 8 Fußstapfen lang im Sand. Man konnte sehen, dass er das Bild mit den bloßen Füßen ausgemessen hatte. Darüber schoss eine Linie plötzlich in die Höhe; sie sah aus wie eine Kette von Berggipfeln. Das ging so 4 oder 5 Fußstapfen lang, dann ging die Linie wieder herunter.

»Buana«, sagte er, »die Temperatur steigt eine